

24. März 2015

CAMPUS

Uni-Website am 30. März nicht erreichbar

Die Homepage der Julius-Maximilians-Universität ist am Montag, 30. März, wegen eines Updates nicht erreichbar. Die Redakteure müssen bereits einige Tage zuvor auf die Arbeit mit dem System verzichten. Darum erscheint am Dienstag, 31. März, kein einBLICK.



Wegen eines Typo3-Updates ist die Uni-Webseite am 30. März nicht erreichbar. (Foto: www.gotcredit.com / FLICKR jakerust)

In der Karwoche führt das Rechenzentrum ein Update des Content-Management -Systems Typo3 durch. Diese Software steht hinter den Webseiten der Uni Würzburg. Typo3 ermöglicht den Mitarbeitern der Universität, stets aktuelle Texte auf www.uni-wuerzburg.de zu platzieren.

Durch die Aktualisierung steht die Homepage am 30. März, voraussichtlich ab 7.30 Uhr, den ganzen Tag nicht zur Verfügung. Wichtige Links zu Angeboten wie WueCampus, dem Suchkatalog der Universitätsbibliothek oder SB@Home werden jedoch von einer eigens eingerichteten Hinweisseite aus zugänglich sein. Nach erfolgreicher Beendigung des Updates wird die Uni-Homepage wieder freigeschaltet.

Einschränkung für Redakteure bereits ab Freitag, 27. März

Das eigentliche Typo3-System wird für Redakteure bereits am Freitag, 27. März, ab zwölf Uhr nicht mehr erreichbar sein. Geplant ist, dass der Zugriff am Donnerstag, 2. April, ab neun Uhr wieder freigegeben wird. Alle Redakteure werden entsprechend per E-Mail benachrichtigt.

Der Hintergrund dieser Einschränkungen sind neben dem eigentlichen Update auch Datensicherungen. Diese werden aus dem alten und neuen System erstellt und können in einem eventuellen Fehlerfall ohne Verluste am Inhalt der Homepage eingespielt werden.

Kein einBLICK am 31. März

Das Online-Magazin einBLICK der Uni Würzburg kann aufgrund der Einschränkungen am 31. März nicht erscheinen. Geschichten, die nach dem 24. März an das Team der Pressestelle herangetragen werden, erscheinen dann am darauf folgenden Dienstag, 7. April.

Meldungen an die Presse (Veranstaltungshinweise, besondere Publikationen etc.) werden jedoch wie gewohnt an die Medien weitergeleitet.

FORSCHUNG

Neuer Sensor für Mini-Satelliten

Moderne Satelliten werden immer leistungsfähiger und kleiner. Gleiches gilt für alle Komponenten, die auf ihnen zum Einsatz kommen. Wissenschaftler der Universität Würzburg arbeiten jetzt an einem Sensor, der Pico- und Nanosatelliten Informationen über ihre Lage im Weltraum liefert.

Das Prinzip ist alt: Schon die Wikinger haben sich bei ihren Fahrten über das Meer an Sternbildern orientiert und so den Kurs bestimmt. An Sternbildern orientiert sich auch ein Sensor, der heute Satelliten Informationen über ihre Lage im Weltraum liefert. „Star-Tracker“ heißen diese Geräte im Fachjargon. „Ein Star-Tracker ist im Prinzip eine Kamera, kombiniert mit einem Computer und einem Speicher“, erklärt Hakan Kayal, Professor für Raumfahrttechnik an der Universität Würzburg. Mit der Kamera nimmt der Sensor ein Foto vom Sternenhimmel auf; dieses Bild vergleicht er mit einem Katalog der Europäischen Raumfahrtagentur ESA. Dort sind insgesamt 6.800 Sterne gespeichert und nach ihren Helligkeitswerten klassifiziert. Anhand dieser Daten und der eigenen Aufnahme ist der Sensorrechner in der Lage, die Ausrichtung des Satelliten auf seiner Bahn um die Erde exakt zu bestimmen.



Hakan Kayal (r.) und Oleksii Balagurin mit einem Modell ihres Star-Trackers STELLA, der Ende dieses Jahres in den Orbit reisen soll. Die nächste Generation, an der sie jetzt arbeiten, soll noch kleiner werden. (Foto: Gunnar Bartsch)

325.000 Euro Drittmittel eingeworben

In einem neuen Forschungsprojekt arbeiten Hakan Kayal und sein wissenschaftlicher Mitarbeiter Oleksii Balagurin jetzt daran, neuartige Soft- und Hardware-Technologien für Miniatur-Sternsensoren zu entwickeln und zu testen. Zum Einsatz sollen diese Sternsensoren auf sogenannten Pico- und Nanosatelliten kommen – also auf Satelliten, die nur wenige Kilogramm schwer und dementsprechend klein sind. Das Vorhaben wird vom Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR) mit Mitteln des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie (BMWi) aufgrund eines

Beschlusses des Deutschen Bundestages mit rund 325.000 Euro finanziert (Förderkennzeichen 50RM1522).

„Wo ist das Problem?“, könnte sich der Laie bei diesem Vorhaben fragen. Kleine Kameras, große Speicher und schnelle Rechner tragen heutzutage viele Menschen in Form von Smartphones in ihren Hosentaschen. Was auf der Erde funktioniert, lässt sich allerdings nicht mal eben auf die Situation in einer Erdumlaufbahn übertragen. „Wir stehen vor einem Multiparameter-Problem“, erklärt Oleksii Balagurin. Soll heißen: Bei der Entwicklung ihres Sternensensoren müssen die Wissenschaftler zahlreiche Faktoren berücksichtigen, die sich wechselseitig beeinflussen.

Viele Faktoren beeinflussen sich gegenseitig

Weit oben auf der Liste dieser Parameter stehen die Größe und das Gewicht des Star-Trackers. Wenn der Satellit selbst nur so groß wie ein Fußball ist, darf der Sensor nicht das Format einer Spiegelreflexkamera besitzen. Wichtig ist auch der Energieverbrauch. Schließlich hilft der beste Sensor nichts, wenn seine Batterie nach zwei Wochen leer ist, die Mission aber zwei bis drei Jahre dauern soll. Die Empfindlichkeit und Genauigkeit der Kamera, die Größe der Datenbank, die Datenrate und der Aufbau der Schnittstelle sind weitere Parameter, die beim Bau des Sensors bedacht werden müssen.

Was die Angelegenheit zusätzlich verkompliziert: Kein Satellit gleicht dem anderen. Dementsprechend ist es auch nicht möglich, einen Standardsensor zu entwickeln, der auf verschiedenen Modellen zum Einsatz kommen kann. Das führt bei der Entwicklung zu einem schrittweisen Annäherungsprozess an die optimale Kombination von Eigenschaften. „Wenn man beispielsweise mit der Optik anfängt, legt man damit die Grenzmagnitude fest – also die Helligkeit, die Sterne mindestens haben müssen, damit sie von der Kamera gesehen werden“, erklärt Balagurin. Ist der Wert der Grenzmagnitude zu hoch, findet die Kamera nur wenige Sterne und somit möglicherweise kein geeignetes Muster, das sie mit dem ESA-Katalog vergleichen könnte. „Dann müssten wir entscheiden, ob wir die Empfindlichkeit erhöhen oder die Optik so verändern, dass wir ein größeres Aufnahmefeld erhalten“, sagt der Projektleiter.

Ein Algorithmus für die optimale Kombination

Und so ziehe in der Regel eine Entscheidung Konsequenzen für eine Vielzahl weiterer Parameter nach sich, was die Suche nach dem Optimum deutlich verkompliziert. Diesen Suchprozess zu automatisieren, ist ebenfalls Teil des Forschungsprojekts. Kayal und Balagurin wollen einen Algorithmus entwickeln, der ihnen diesen „Annäherungsprozess“ abnimmt – oder diesen zumindest deutlich verbessert.

Mit ihrer Arbeit fangen die beiden Wissenschaftler nicht bei Null an: Einen Sternensensoren haben sie bereits zwischen 2009 und 2012 entwickelt. Er soll, wenn alles klappt, Ende dieses Jahres mit einem rund 30 Kilogramm schweren Satelliten der Technischen Universität Berlin auf eine Umlaufbahn um die Erde geschickt werden. Dabei konnten sie auch reichlich Erfahrungen im Bereich der Materialwissenschaften sammeln – schließlich muss der Sensor für seine Reise durch den Erdborbit unter anderem strahlungs- und schockresistent sein, Temperaturwechsel von minus 40 bis plus 100 Grad Celsius verkraften und im Vakuum funktionieren. Hilfe fanden die beiden Wissenschaftler bei diesem Teil der Arbeit übrigens im benachbarten Technischen Betrieb der Universität Würzburg. Deren Mitarbeiter hätten sie hervorragend unterstützt, so Hakan Kayal.

Kleine Satelliten sind die Zukunft

Eine spätere wirtschaftliche Verwertung des Würzburger Star-Trackers ist nach Aussage von Kayal nicht ausgeschlossen. Die Möglichkeiten dafür würden derzeit überprüft. Ein Markt dafür sei jedenfalls vorhanden: „Nanosatelliten werden von Tag zu Tag besser; immer mehr von ihnen werden auf Raketen in den Orbit geschickt“, sagt Kayal. Und je besser die Satelliten werden, desto anspruchsvoller könnten ihre Missionen ausfallen. „Dann sind auch interplanetare Missionen beispielsweise zu Mond, Mars oder Jupiter denkbar“, so Kayal.

Bis es soweit ist, müssen die Satelliten allerdings über eine wichtige Funktion verfügen: Autonomie. Schließlich sollten sie in der Lage sein, auf plötzliche Ereignisse selbstständig zu reagieren, wenn sie mehrere Millionen Kilometer von der Erde entfernt sind und die Signale zur Bodenstation auf der Erde und wieder zurück einfach zu lange dauern würden. Auch daran arbeiten die Würzburger Raumfahrttechniker: Im Rahmen des Projekts ASAP (Autonomes Sensor- und Autonomes Planungssystem) entsteht zum Beispiel derzeit ein neues System, das unvorhersehbare, kurzzeitige Leuchtphänomene wie Meteorereintritte in die Erdatmosphäre eigenständig an Bord von Nanosatelliten detektieren und aufzeichnen kann. Und im Rahmen des Projektes ADIA (Autonomes Diagnosesystem für Satelliten) entwickeln sie ein System, das selbstständig in der Lage ist, sich anbahnende oder bereits aufgetretene Fehler an Bord von Satelliten zu analysieren und Ursachen festzustellen. Damit könne wertvolle Zeit bei der Erkennung und Behebung von Problemen gewonnen werden, was zur Erhöhung der Betriebssicherheit von Satelliten beitragen kann, so Kayal.

Kontakt

Prof. Dr.-Ing. Hakan Kayal, Professor für Raumfahrttechnik, T: (0931) 31-86649, hakan.kayal@uni-wuerzburg.de

FORSCHUNG

Umfrage zum Thema Mobbing

Wie weit verbreitet ist Mobbing im Öffentlichen Dienst? Das untersucht der Würzburger Jurist Sebastian Hartmann in einer aktuellen Studie. Dabei geht er auch der Frage nach, inwieweit der Gesetzgeber bei diesem Thema gefordert ist. Für die Studie werden noch Teilnehmer gesucht.

Im Öffentlichen Dienst geben doppelt so viele Menschen an, Mobbing am eigenen Leib erfahren zu haben, wie in den meisten Branchen der Privatwirtschaft. Rund zehn Prozent berichten von Mobbingattacken gegen sie selbst. Das ist das Ergebnis einer deutschlandweiten Untersuchung aus dem Jahr 2002, die von der Bundesregierung zwei Jahre zuvor in Auftrag gegeben worden war.

Neue Zahlen will jetzt der Würzburger Diplom-Jurist Sebastian Hartmann ermitteln; er hat deshalb im Rahmen seiner Doktorarbeit eine Online-Umfrage gestartet, an der sich möglichst viele Mitarbeiter aus Behörden und Verwaltung beteiligen sollen. Hartmann forscht am Lehrstuhl für Staatsrecht, Völkerrecht, Internationales Wirtschaftsrecht und Wirtschaftsverwaltungsrecht der Universität Würzburg. Ziel seiner Arbeit ist es, die aktuelle Situation darzustellen, spezifische Probleme im Öffentlichen Dienst zu erfassen und den Bedarf einer „rechtlichen Ausgestaltung“ zu ermitteln.

Hohe Hürden auf rechtlicher Seite

„Bislang gibt es vom Gesetzgeber keine Definition, was unter Mobbing zu verstehen ist“, erklärt Sebastian Hartmann. Wenn der Chef morgens im Büro die eine Mitarbeiterin freundlich grüßt, den anderen Mitarbeiter aber nicht: Ist das schon Mobbing? Dazu äußert sich der Gesetzgeber nicht. In der Literatur wird für den Mobbing-Nachweis in erster Linie ein lang andauernder Prozess gefordert, in dem sich unterschiedliche Aktionen wie Perlen in einer Kette aneinander reihen und aufeinander aufbauen.



Wer sich vor Gericht gegen Mobbing wehren will, muss hohe Hürden überwinden. Ein Antimobbing-Gesetz könnte Abhilfe schaffen. (Foto: Sebastian Hartmann)

„Auf rechtlicher Seite ist die Hürde also hoch: Wer sich vor Gericht wehren will, muss über einen längeren Zeitraum hinweg gravierende Fälle dokumentieren“, sagt Hartmann. Gleichzeitig werde das Schlagwort „Mobbing“ mittlerweile inflationär gebraucht und komme häufig auch in Situationen zum Einsatz, in denen zumindest aus rechtlicher Sicht die Kriterien bei Weitem nicht erfüllt sind.

Wer an der Studie teilnehmen kann

Wer an Hartmanns Studie teilnehmen will, muss kein Mobbing-Opfer oder Täter sein oder Mobbingfälle beobachtet haben. Dem Juristen geht es auch darum, herauszufinden, wie Beschäftigte im Öffentlichen Dienst rechtliche Möglichkeiten im Kampf gegen Mobbing einschätzen, welche Maßnahmen ihrer Meinung nach sinnvoll sein könnten. So zeigen erste Zwischenergebnisse der Befragung schon jetzt, dass weder Täter noch Opfer davon ausgehen, dass klare Verbote Mobbing verhindern können. „Allerdings glauben beide Seiten, dass rechtliche Maßnahmen helfen könnten, wenn es um die Beweisbarkeit geht“, so Hartmann.

Mobbing im Öffentlichen Dienst stellt nach Ansicht des Juristen nicht nur wegen der hohen Fallzahlen eine Besonderheit dar. Anders als in der Privatwirtschaft, wo Mobbingopfer kündigen und auf Schmerzensgeld klagen, komme es im Öffentlichen Dienst so gut wie nie zur Klage. „Hier lassen sich die Betroffenen eher versetzen oder krank beziehungsweise dienstunfähig schreiben“, sagt Hartmann. Dabei hat der Staat in seiner Rolle als „Arbeitgeber“ eine Fürsorgepflicht den Beschäftigten gegenüber. Demnach sollte er auch ein Interesse daran haben, Mobbing zu definieren.

Österreich als Vorbild

Österreich hat seit Kurzem solch eine Regelung. Dort heißt es im Beamten- Dienstrechtsgesetz, dass die Beschäftigten „einander mit Achtung zu begegnen und zu einem guten Funktionieren der dienstlichen Zusammenarbeit beizutragen“ haben. Im Umgang mit Vorgesetzten, Kollegen und Mitarbeitern sollen sie „Verhaltensweisen oder das Schaffen von Arbeitsbedingungen unterlassen, die deren menschliche Würde verletzen oder dies bezwecken oder sonst diskriminierend sind“.

Will Sebastian Hartmann mit seiner Doktorarbeit dazu beitragen, solch eine Regelung auch in Deutschland einzuführen? Nicht in erster Linie, sagt er. Ihm gehe es vor allem darum zu untersuchen, wie Mobbing im Öffentlichen Dienst aus rechtlicher Sicht zu bewerten ist und wie entsprechende

Vorschriften dagegen ausgestaltet sein müssten. Dennoch: Ein Antimobbing-Gesetz schwebt „als Fernziel am Horizont“, wie er sagt.

Zur Person

Sebastian Hartmann (25) ist Diplom-Jurist. Er hat an der Universität Würzburg Rechtswissenschaften studiert und das erste Staatsexamen erfolgreich abgelegt. Derzeit ist er für den Aufbaustudiengang „Europäisches Recht“ eingeschrieben.

Die Umfrage

Die Umfrage wendet sich an alle Beschäftigten im Öffentlichen Dienst in Deutschland; die Daten werden selbstverständlich anonym erhoben. Die Teilnahme dauert nur wenige Minute. Das Passwort lautet „Spiegel0130“.

Hier geht's zur Umfrage: https://evasys.zv.uni-wuerzburg.de/evasys_02/online/

Kontakt

Sebastian Hartmann, T: (0931) 31-80061, shartmann@jura.uni-wuerzburg.de

FORSCHUNG

Afrikaner in der Opferrolle

Welches Bild von Afrikanern zeichnen aktuelle Filme und Kunstaussstellungen? Dieser Frage gehen drei Professorinnen nach. Dabei stoßen sie auch auf Überzeugungen, die noch aus der Kolonialzeit stammen.

Der Bürgerkrieg, der 1983 im Sudan ausbrach, machte viele Kinder zu Waisen. Manche von ihnen schlugen sich jahrelang alleine durchs Leben, andere wuchsen in Flüchtlingslagern auf. Der US-amerikanische Kinofilm „The Good Lie“ (2014), der bald in Deutschland anlaufen soll, greift dieses Thema auf. Er erzählt die Geschichte junger Sudanesen, die aus einem Flüchtlingslager in die USA gebracht werden. Dort will man ihnen im Rahmen eines Hilfsprogramms ein neues Leben ermöglichen.

„Ein gut gemachter Film“, sagt Professorin Heike Raphael-Hernandez, Kulturwissenschaftlerin und Amerikanistin von der Uni Würzburg. Trotzdem verursacht ihr der Streifen auch leichte Bauchschmerzen – etwa wenn die Sudanesen in den USA ratlos ihre neuen Zahnbürsten betrachten: „Muss man heute noch solche Szenen drehen?“ Nach Ansicht der Professorin kommt



Ausschnitt aus dem Filmplakat zu „The Good Lie“.

darin eine Haltung gegenüber Afrikanern durch, deren Wurzeln bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen.

Das Bild vom „zurückgebliebenen“ Afrikaner

Diese Haltung aus der Kolonialzeit scheint noch heute verbreitet zu sein. Pauschal formuliert, sieht sie so aus: Der westliche Mensch sieht Afrikaner bevorzugt in einer Opferrolle, aus der er ihnen gern heraushilft. Denn im Grunde glaubt er, dass sie ein wenig „zurückgeblieben“ sind und ohne seine Unterstützung nicht klarkommen.

Vor diesem Hintergrund interessiert sich die Würzburger Professorin für spezielle kulturwissenschaftliche Fragen: Welches Bild von Afrikanern zeichnen aktuelle Filme, Ausstellungen und andere visuelle Medien in den Industrienationen? Welches Bild zeigen dagegen afrikanische Film- und Ausstellungsmacher? Was sind die „Lieblingsthemen“ der Regisseure und Organisatoren?



Professorin Heike Raphael-Hernandez befasst sich in einem aktuellen Forschungsprojekt mit der Darstellung afrikanisch-stämmiger Menschen in visuellen Medien. (Foto: Robert Emmerich)

Filmfestivals und Ausstellungen im Blick

Solchen Fragen will Heike Raphael-Hernandez mit zwei Kolleginnen aus den USA auf den Grund gehen, mit Leigh Raiford von der University of California in Berkeley und mit Cheryl Finley von der Cornell University. Dazu werden die drei Filmfestivals und Ausstellungen in Afrika, Europa und den USA besuchen und das dort Gezeigte analysieren.

Die Wissenschaftlerinnen werden unter anderem bei der Filmbiennale in Venedig und beim Pan African Film Festival in Ouagadougou in Burkina Faso sein, dem größten afrikanischen Filmfestival, das ausschließlich afrikanische Filme zeigt. Außerdem statten sie der Documenta in Kassel und der Kunstausstellung Dak'Art in Dakar Besuche ab.

„Wir möchten die Veranstaltungen genau hinterfragen“, sagt die Würzburger Amerikanistin. Welche Filme und Ausstellungsobjekte werden gezeigt? Wer hat sie ausgewählt? Was wird darin thematisiert? Woher kommt das Geld für die Veranstaltungen? Haben Finanziere möglicherweise bestimmte Themen durchgesetzt, weil die sich besser verkaufen lassen? Welches Image wird gefördert?

Geld vom American Council of Learned Societies

Für dieses Forschungsprojekt mit dem Namen „Visualizing Travel, Gendering the African Diaspora“ bekommen die Professorinnen rund 200.000 US-Dollar Fördergeld – vom American Council of Learned Societies (ACLS) im Rahmen eines Collaborative Research Fellowship. Insgesamt zehn Teams werden ab 2015 neu in diesem Programm gefördert, Raphael-Hernandez ist darunter die einzige deutsche Wissenschaftlerin.

Alle drei Forscherinnen kommen aus den „Transatlantic Black Studies“ – einem Gebiet, das sich historisch, kulturell, politisch und wirtschaftlich mit Afrika, dem transatlantischen Sklavenhandel, Sklaverei in der Neuen Welt und ihrem Erbe sowie mit Rassismus befasst. Ein Schwerpunkt von Raphael-Hernandez liegt auf Film und Video, bei Finley sind es Ausstellungen und Museen, bei Raiford ist es die Fotografie.

Schwarze Frauen als Opfer

Ein Schwerpunkt des Projekts liegt auf der Darstellung schwarzer Frauen, denen in visuellen Medien sehr oft eine Opferrolle zugeordnet wird: Beschneidung, Zwangsheirat, Unterdrückung und Missbrauch durch den Ehemann, all diese Themen tauchen oft in der Literatur und in Filmen auf. Wo sind schwarze Frauen Opfer, wo und vor allem wie kommen sie aus der Opferrolle heraus? Wie stellen sie sich selbst in der Kunst dar? „Alles spannende Fragen, über die wir in zwei Jahren mehr wissen werden, wenn das Projekt beendet ist“, so Raphael-Hernandez.

Kontakt

Prof. Dr. Heike Raphael-Hernandez, Professur für American Cultural Studies am Lehrstuhl für Amerikanistik, Universität Würzburg, T (0931) 31-81482, heike.raphael-hernandez@uni-wuerzburg.de

Weblinks

Die neuen Fellows des American Council of Learned Societies:

<http://www.acls.org/research/cr.aspx?id=4378>

Zur Homepage von Prof. Heike Raphael-Hernandez:

http://www.anglistik.uni-wuerzburg.de/abteilungen/amerikanistik/mitarbeiter_innen/raphael_hernandez/

VERANSTALTUNG

Fachtagung: Legasthenie und Dyskalkulie

Für Auszubildende und Studierende, die von einer Legasthenie oder Dyskalkulie betroffen sind, gibt es spezielle Möglichkeiten der Unterstützung. Darüber kann man sich auf einer Fachtagung am Samstag, 25. April, in Würzburg informieren.

Legasthenie und Dyskalkulie in Ausbildung, Studium und Beruf: Zu diesem Thema findet am Samstag, 25. April, eine Fachtagung an der Universität Würzburg statt. Veranstaltet wird sie vom Bundesverband Legasthenie und Dyskalkulie (BVL) in Kooperation mit der Kontakt- und Informationsstelle für Studierende mit Behinderung und chronischer Erkrankung (KIS) der Würzburger Universität.

Menschen mit einer Legasthenie (Lese-Rechtschreibstörung) oder einer Dyskalkulie (Rechenstörung) haben teilweise noch als Erwachsene mit ihrer Beeinträchtigung zu kämpfen. „In vielen Ausbildungsbetrieben oder Hochschulen ist aber nicht bekannt, dass die Probleme über die Schulzeit hinaus reichen können“, sagt Sandra Ohlenforst von der KIS.

Technische Hilfsmittel und Nachteilsausgleich

Beispiel Hochschulen: „Hier ließe sich die hohe Zahl von Studienabbrüchen bei den Betroffenen reduzieren, wenn die Studierenden vor und im Studium besser beraten und unterstützt würden“, so Ohlenforst. Auf der Fachtagung sollen darum praxisnahe Unterstützungsmöglichkeiten aufgezeigt werden – etwa wie man per Nachteilsausgleich oder technischen Hilfsmitteln unnötige Barrieren abbauen kann.

Zu diesen Themen haben der BVL und die KIS kompetente Referenten eingeladen. Bei der abschließenden Podiumsdiskussion berichten zudem Auszubildende und Studierende über ihre eigenen Erfahrungen.

Von seinen Erfahrungen erzählt der Würzburger Geographie-Student Nicolas Trischler in einem kurzen Film des BVL auf Youtube. Auch Sandra Ohlenforst kommt darin zu Wort:

<https://www.youtube.com/watch?v=-nCMKBMbCRQ>

Zielgruppe der Fachtagung sind Schulen, Berufsschulen, Ausbildungsbetriebe, Hochschulen sowie alle Stellen, die für Ausbildung und Studium verantwortlich sind. „Ganz besonders wollen wir aber betroffene Auszubildende und Studierende einladen, damit sie sich gut informiert ihren täglichen Herausforderungen stellen können“, betont Ohlenforst.

Anmeldung und Teilnahmekosten

Die Fachtagung findet im Hörsaal 0.002 im Zentralen Hörsaalgebäude Z6 auf dem Hubland-Campus statt. Sie dauert von 10 bis 17 Uhr.

Eine Anmeldung ist bis spätestens 15. April über die Homepage des Bundesverbands Legasthenie und Dyskalkulie erforderlich. Die Teilnahme kostet 30 Euro (inklusive Bewirtungskosten), Studierende und Auszubildende zahlen 10 Euro.

Zur Anmeldung beim BVL: <https://www.bvl-legasthenie.de/tagung.html>

Zur Homepage der KIS: www.kis.uni-wuerzburg.de

FORSCHUNG

Spenderzellen im Kampf gegen Leukämie

Nach einer Stammzelltransplantation können mitübertragene Abwehrzellen des Spenders Leukämiezellen des Empfängers angreifen und vernichten. Wie sie das tun, haben Wissenschaftler des Würzburger Universitätsklinikums untersucht. Ihr Interesse galt dabei vor allem schwangeren Frauen.

Das Immunsystem des Menschen ist prinzipiell in der Lage, Leukämiezellen zu erkennen und zu vernichten. Als Erkennungssignal für die Immunzellen dienen dabei spezielle Strukturen auf der Oberfläche der Leukämiezellen – zum Beispiel sogenannte tumorassoziierte Antigene (TAAs). Doch nicht jeder Mensch verfügt über diese Immunantwort. Warum das so ist, hat ein interdisziplinäres Team des Universitätsklinikums unter der Federführung von Professor Stephan Mielke,

Geschäftsführender Oberarzt der Medizinischen Klinik und Poliklinik II und Direktor des Stammzelltransplantationsprogramms für Erwachsene, und Professor Christoph Otto, Leiter der Experimentellen Chirurgie an der Chirurgischen Klinik I, untersucht. Ihr Verdacht: Die Fähigkeit zur Immunantwort könnte sich unter anderem während der Schwangerschaft ausbilden. In der renommierten Fachzeitschrift *Blood* haben sie vor kurzem ihre Ergebnisse veröffentlicht.

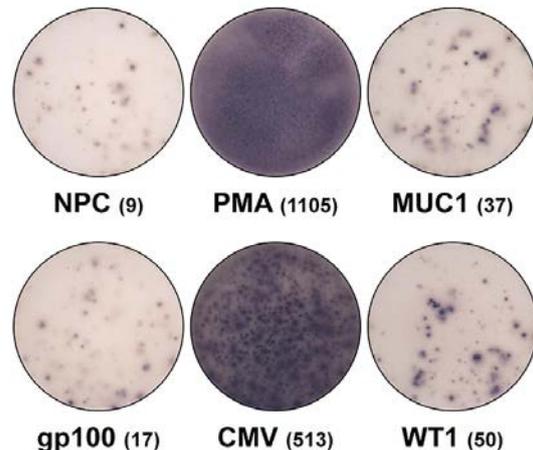
Der Transplantat-gegen-Leukämie-Effekt

„Wir wissen bereits seit Langem, dass bei der Übertragung von Blutstammzellen von einem Menschen auf einen anderen nicht nur Stammzellen, sondern auch Abwehrzellen des Spenders mittransplantiert werden“, erklärt Stephan Mielke. Diese Zellen sind bisweilen in der Lage, sich im Körper des Patienten gegen verbliebene bösartige Zellen zu richten und diese zu zerstören.

„Transplantat-gegen-Leukämie-Effekt“ heißt dieser Vorgang in der Fachsprache. Die Hintergründe dieses Effektes sind jedoch noch nicht gänzlich erforscht. „Wir haben untersucht, inwieweit die Schwangerschaft einen möglichen Ursprung dieser Immunantworten darstellt“, erklärt Mielke. Ausgangspunkt dieser Idee war die Beobachtung, dass bestimmte TAAs sowohl auf der Oberfläche von Leukämiezellen als auch von Zellen der Plazenta ausgebildet werden.

Studie mit 158 Teilnehmern

Für ihre Studie haben die Wissenschaftler zwei Hauptgruppen von Probanden gebildet. Die erste Gruppe bestand aus Frauen, die noch nie eine Geburt hatten, Frauen mit mindestens einem Kind und



Je mehr Punkte im Bild zu sehen sind, desto stärker reagierten die Abwehrzellen des Probanden auf das jeweilige Antigen. Linke Spalte: Die Negativkontrollen. Mittlere Spalte: Die Positivkontrollen. Rechte Spalte: Zwei der untersuchten tumorassoziierten Antigene. Die Abwehrzellen zeigten also eine deutlich stärkere Immunantwort gegen die Antigene als gegen die Negativkontrollen (Abbildung: Mathias Lutz).

Männern. Insgesamt 114 Teilnehmer waren es dort. In die zweite Gruppe nahmen die Forscher 44 erstmalig schwangere Frauen auf. Allen Teilnehmern wurde eine geringe Menge Blut abgenommen – den schwangeren Frauen allerdings an bis zu vier Zeitpunkten während und nach ihrer Schwangerschaft. Anschließend isolierten die Forscher bestimmte Abwehrzellen – die T-Lymphozyten – aus den gewonnenen Blutproben und untersuchten diese auf ihre Fähigkeit, vier bekannte TAAs zu erkennen und anzugreifen.

Die Ergebnisse: Männer zeigen stärkere Reaktion

Das Ergebnis: „In der ersten Gruppe konnten wir Immunantworten gegen alle vier TAAs nachweisen. Interessanterweise wiesen dabei Männer teilweise signifikant stärkere Immunantworten auf als Frauen“, erklärt Mathias Lutz, Arzt und als medizinischer Doktorand von Mielke an dem Projekt beteiligt. Keine Unterschiede zeigten sich hingegen zwischen Frauen ohne beziehungsweise mit Kindern. Differenzierter fielen die Ergebnisse in der Gruppe der Schwangeren aus: In den Blutproben, die während des zweiten Drittels der Schwangerschaft entnommen worden waren, war die Immunantwort gegen die untersuchten TAAs deutlich erhöht. Danach ging sie ebenso deutlich zurück und unterschied sich nach dem Abstillen nicht mehr von den Werten von Frauen ohne Kinder.

Die Interpretation der Ergebnisse

Geht es um die Interpretation dieser Ergebnisse, ist ein Befund also klar: „Bei einem Teil von gesunden Spendern sind positive Immunantworten gegen die untersuchten TAAs nachweisbar“, sagt Mathias Lutz. Allerdings fallen die Immunantworten bei Männern höher aus, verglichen mit denen von Frauen. „Das hängt vermutlich damit zusammen, dass diese TAAs bei Männern auch in den Hoden ausgebildet werden. So muss sich das männliche Immunsystem immer wieder mit ihnen auseinandersetzen“, erklärt Stephan Mielke.

Ähnlich dürfte es sich bei den Schwangeren verhalten: Für den Anstieg der Werte verantwortlich ist die Plazenta, die ebenfalls TAAs bildet und damit das Immunsystem zu einer Antwort anregt. Dass die Werte nach der Geburt wieder zurückgehen, sodass nach dem Abstillen kaum mehr Immunantworten nachweisbar sind, liegt nach Ansicht der Wissenschaftler wahrscheinlich daran, dass die Plazenta dann nicht mehr vorhanden ist – neben weiteren Effekten, die der Tatsache geschuldet sind, dass das Immunsystem von Frauen während einer Schwangerschaft teilweise „gedrosselt“ wird.

Ansatz für bessere Auswahl der Spender

„Die Erkenntnisse dieser Studie könnten dazu beitragen, die Stammzelltherapie weiter zu optimieren und dadurch eine bessere Kontrolle der bösartigen Grunderkrankung zu erreichen“, hofft Mielke. Denkbar sei es beispielsweise, die gegen TAAs gerichteten Immunantworten zu verstärken. Entweder mit einer Art Impfung oder durch steuernde Eingriffe in das System, das eine effektive Immunantwort unterdrückt. Ob allerdings die in dieser Studie bei gesunden Spendern gezeigte Immunantwort gegen TAAs die Heilungschancen von den Empfängern einer Stammzelltherapie verbessert, sei noch ungeklärt und müsse in weiteren Studien untersucht werden.

Das Projekt wurde vom Interdisziplinären Zentrum für Klinische Forschung (IZKF) der Universität Würzburg gefördert. Daneben erhielt Mathias Lutz ein Stipendium von „Hilfe im Kampf gegen Krebs“, Andrea Worschech vom „Deutschen Akademischen Austausch Dienst“.

„Boost and loss of immune responses against tumor-associated antigens in the course of pregnancy as a model for allogeneic immunotherapy.“ Mathias Lutz, Andrea Worschech, Miriam Alb, Sabine Gahn, Laura Bernhard, Michael Schwab, Stefanie Obermeier, Hermann Einsele, Ulrike Kämmerer, Peter Heuschmann, Erdwine Klinker, Christoph Otto, Stephan Mielke (2015): *Blood*. 125(2):261-72. doi: 10.1182/blood-2014-09-601302.

Kontakt

Prof. Dr. Stephan Mielke, T: (0931) 201-40141, Mielke_S@ukw.de

Zur Homepage der Arbeitsgruppe von Stephan Mielke:

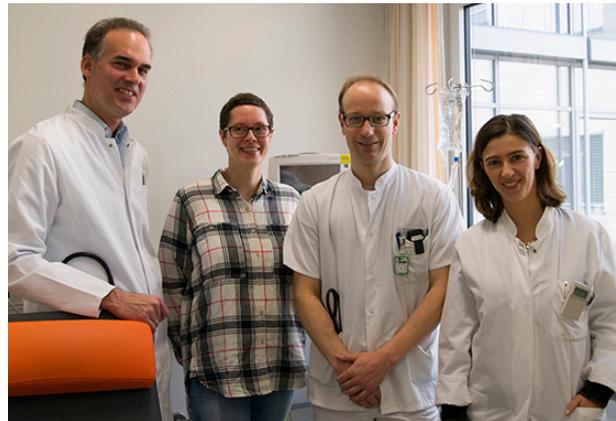
<http://www.medizin2.ukw.de/forschungsgruppen/ag-stephan-mielke.html>

UNIKLINIK

Nebennierenkrebs: Studie mit Linsitinib

In einer vom Universitätsklinikum Würzburg und der University of Michigan in Ann Arbor (USA) geleiteten Studie wurde das experimentelle Medikament Linsitinib bei 90 Patienten mit Nebennierenkrebs getestet. Nur vier Patienten sprachen auf die Behandlung an – das allerdings bemerkenswert gut.

Das Nebennierenkarzinom ist eine bösartige und sehr aggressive Tumorerkrankung. Trotz einiger Fortschritte in den vergangenen Jahren stirbt weiterhin fast die Hälfte der Betroffenen in den ersten vier bis fünf Jahren nach der Erstdiagnose. In Deutschland erkranken pro Jahr zwischen 80 und 120 Menschen, was den Nebennierenkrebs zu einer seltenen Krankheit macht. Mit Ausnahme einer Kombinations-Chemotherapie, die maßgeblich von Krebsforschern des Universitätsklinikums Würzburg etabliert wurde, gibt es bislang nur wenige gute Therapieoptionen.



Waren am Uniklinikum Würzburg an der Studie zu Linsitinib bei Nebennierenkrebs beteiligt (von links): Prof. Martin Fassnacht, die Study Nurse Michaela Haaf, Dr. Matthias Kroiss und Dr. Cristina Ronchi. (Foto: Uniklinikum Würzburg)

Internationale Studie mit 139 Teilnehmern

Als neuen Behandlungsansatz erprobte eine internationale Phase-III-Studie zwischen 2009 und 2011 das experimentelle Medikament Linsitinib bei 90 Patienten. Als Kontrollgruppe erhielten 49 weitere Menschen mit Nebennierenkarzinom ein Placebo.

Die Ergebnisse wurden auf der Homepage der renommierten britischen Fachzeitschrift „The Lancet Oncology“ veröffentlicht und sind auf den ersten Blick ernüchternd: Bei 86 der 90 Studienteilnehmer zeigte sich im Überleben kein Unterschied zur Kontrollgruppe, was die Studie an sich zu einem Fehlschlag macht.

Jedoch: Vier Patienten sprachen extrem gut auf das Medikament an: Bei ihnen ließ sich die Erkrankung jeweils über mehr als zwei Jahre kontrollieren. Bei drei Patienten kam es sogar zu einer deutlichen Reduktion der Tumormassen, die für über drei Jahre anhielt – und das bei erstaunlich wenig Nebenwirkungen.

„Eine der Würzburger Patientinnen nimmt das Medikament jetzt schon seit viereinhalb Jahren ein, und die Erkrankung ist auf den CT-Bildern kaum noch zu sehen“, berichtet Professor Martin Fassnacht. Der Schwerpunktleiter Endokrinologie/Diabetologie der Medizinischen Klinik und Poliklinik I des Uniklinikums ist einer der Hauptkoordinatoren und Erstautor der Studie. „Einen solch erfreulichen Verlauf habe ich bisher bei kaum einer anderen Therapie gesehen und das, obwohl Würzburg zu den wenigen großen Referenzzentren weltweit für diese Erkrankung gehört“, unterstreicht der Internist und Krebsexperte.

Eine Chance für personalisierte Medizin?

„In weiteren Studien muss es jetzt darum gehen herauszufinden, welche – zum Beispiel genetischen Faktoren bei den ‚erfolgreichen‘ Patienten dazu führen, dass Linsitinib gerade bei ihnen so gut wirkt“, sagt Fassnacht. „Die Hoffnung ist jetzt, dass es uns in der Zukunft gelingt, mit einer noch stärker personalisierten Medizin maßgeschneiderte, individuell wirksame Therapieoptionen zu entwickeln.“

Musterbeispiel für ein internationales Netzwerk

Da das Nebennierenkarzinom sehr selten ist, müssen viele klinische Einrichtungen kooperieren, um die für aussagefähige Studien nötigen Patientenzahlen zusammenzubekommen. So waren an der hier beschriebenen Untersuchung insgesamt 35 Institutionen aus neun Ländern beteiligt: Australien, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Kanada, den Niederlanden, Polen und den USA.

Mit 16 bzw. 17 Patienten brachten das Universitätsklinikum Würzburg und die University of Michigan in Ann Arbor (USA) die meisten Teilnehmer ein. Das Würzburger Nebennierentumorzentrum ist Teil des Comprehensive Cancer Centers (CCC) Mainfranken und konnte deshalb auf eine sehr gute Infrastruktur zurückgreifen. Das am Uniklinikum Würzburg angesiedelte, integrative onkologische Zentrum zählt zu den von der Deutschen Krebshilfe geförderten deutschen Spitzeneinrichtungen der Krebsbehandlung und -forschung.

Der englischsprachige Online-Artikel zu den Ergebnissen der Studie findet sich unter www.thelancet.com/journals/lanonc/onlineFirst

Kontakt

Prof. Dr. Martin Fassnacht, Universitätsklinikum Würzburg, T (0931) 201-39202,
Fassnacht_M@ukw.de

VERANSTALTUNG

Unterstützung für Firmengründer

Viele praxisnahe Qualifikationsangebote für technologieorientierte Firmengründungen: Das steckt im neuen Veranstaltungsprogramm des Innovations- und Gründerzentrums Würzburg. Die Angebote stehen auch Gründern aus der Universität offen.

Medizintechnik, Internet-Geschäftsmodelle, Offline- und Online-Netzwerke: Das sind nur einige Themen aus dem neuen, praxisorientierten Veranstaltungsprogramm des Innovations- und Gründerzentrums Würzburg (IGZ). Es ist auf die Bedürfnisse von Start-ups und jungen, technologieorientierten Unternehmen abgestimmt.

Die kostenfreien Veranstaltungen richten sich auch an Gründungsprojekte aus Wissenschaft und Universität. Sie bieten neben der Fortbildung durch hochqualifizierte Referenten die Möglichkeit, sich mit Gleichgesinnten zu vernetzen.

Die Seminare und Workshops starten Mitte April; verbindliche Anmeldungen sind ab sofort möglich unter anmeldung@igz.wuerzburg.de

Workshops und Seminare

- Praxisorientiertes Marketing für Existenzgründer, Donnerstag
16.04.2015, 09:00 Uhr - 16:30 Uhr
- Businessplan-Erstellung III: Vom Geschäftsmodell zur Finanzplanung
Mittwoch, 29.04.2015, 15:00 Uhr - 18:00 Uhr
- Netzwerken - online und offline
Dienstag, 19.05.2015, 13:00 Uhr - 17:30 Uhr
- Medizintechnik - von der Idee zum Produkt
Dienstag, 09.06.2015, 09:00 Uhr - 16:30 Uhr
- GMP – Good Manufacturing Practice
Donnerstag, 02.07.2015, 13:00 Uhr - 17:00 Uhr
- Führung, Konfliktmanagement und Teambuilding
Mittwoch, 08.07.2015, 09:00 Uhr - 16:30 Uhr
- GCP – Good Clinical Practice
Donnerstag, 16.07.2015, 09:00 Uhr - 16:30 Uhr
- Internetgeschäftsmodelle
Donnerstag, 24.09.2015, 09:00 Uhr - 16:30 Uhr

Beratertage für innovative Gründungsideen

Das IGZ bietet auch Beratertage für innovative Gründungsideen an. Sie finden in Form von Einzelberatungsterminen in Zusammenarbeit mit BayStartUP statt: Donnerstag, 30.04.2015 – Mittwoch, 13.05.2015 – Donnerstag, 25.06.2015 – Donnerstag, 23.07.2015 – Freitag, 18.09.2015

SFT der Universität fördert Gründungsteams

An der Universität Würzburg werden Gründungsteams auch vom Servicezentrum Forschung und Technologietransfer (SFT) gefördert. Das SFT will dazu beitragen, dass Innovationen aus der Wissenschaft möglichst schnell den Weg in die Wirtschaft finden.

Zur Homepage des SFT: www.sft.uni-wuerzburg.de

UNI & SCHULE

Von "obbedobbe" nach "unnehin"

Im Rahmen des Schülertags vom Unterfränkischen Dialektinstitut drehte sich alles um die regionalen Besonderheiten der Sprache. Im Mittelpunkt stand dabei die Verbindung von Dialekt und neuen Medien. Zehn Schulklassen stellten ein besonderes Wort aus ihrer Heimat in Videoform vor, die besten Beiträge wurden ausgezeichnet.

Am Schülertag des Unterfränkischen Dialektinstituts war der Hörsaal im Philosophiegebäude der Universität Würzburg voll. Nach einer Begrüßung durch den Vorsitzenden Wolf Peter Klein, gab Dr. Monika Fritz-Scheuplein, ebenfalls vom Unterfränkischen Dialektinstitut, einen kurzweiligen Einblick über die Dialektforschung in Unterfranken.

Videos erklären sprachliche Besonderheiten

Statt nur zuzuhören, bearbeiteten die Achtklässler auch selbst Arbeitsaufträge und gingen an verschiedenen Stationen den Dialekten in Unterfranken auf den Grund. Ein besonderer Fokus lag darauf, wie Dialekt und andere sprachliche Besonderheiten in den neuen Medien, wie beispielsweise Facebook oder WhatsApp, auftauchen. Im Unterricht hatten die Schüler zuvor die sprachlichen Besonderheiten ihrer Region untersucht und in Form von Videos dargestellt. Diese Videos stehen nun zu Bewertung an.

Die Jury, bestehend aus Professor Wolf Peter Klein und Professor Matthias Schulz vom Dialektinstitut, Roland Baumann und Sara Sophie Schmitt von der Main-Post, musste sich zwischen sehr unterschiedlichen Beiträgen entscheiden. Insgesamt zeichnete sie sechs Klassen mit verschiedenen Preisen für ihre kreativen Ideen aus. Sieger war das Video "Kolder" der Klasse 8b des Julius-Echter-Gymnasiums Elsenfeld.

Die Super Grannys sahen ab

Angelehnt an das Fernsehformat "Super Nanny" gingen die "Super Grannys" der Herkunft des Wortes „Kolder“ auf den Grund: Aus dem lateinischen von "culcita", für Kissen, Polster oder Matratze



Die Schüler arbeiteten beim Schülertag an Stationen rund um das Thema Dialekt. (Foto:Patricia Schätzler)

abgeleitet, findet man das Wort „Kolter“ bereits im Buch Judith im Alten Testament und im Nibelungenlied wieder.

Was nun eine Kolder ist, wurde spätestens klar, als eine so im Fränkischen umschriebene Wolldecke in Zeitlupe durchs Bild flog. Der Gewinn der Gymnasiasten ist eine Führung durch das Funkhaus Würzburg und eine Live-Moderation bei den "Charivari-Muntermachern".

Selbstgemachte Wissenssendungen zur Konsonantenschwächung

Am Aufbau einer Fernsehsendung orientierten sich auch die Klasse 8c vom Celtis-Gymnasium Schweinfurt und die 8a des Julius-Echter-Gymnasiums Elsenfeld. Die Schüler der 8c wählten die Sendung mit der Maus. Maus und Elefant halfen zu erklären, wie aus „pappen“ schließlich durch die binnendeutsche Konsonantenschwächung vom p zum b, das unterfränkische "Babberle" zustande kam.

Dem "Grumbersalood" aus Michl Müllers gleichnamigem Lied widmete sich die Sendung "Wissen macht 8a". Neben Tipps zur Zubereitung dieses Kartoffelsalates wurde auch die



Die sechs besten Videos wurden mit Preisen ausgezeichnet. (Foto:UDI)

Verbreitung der Dialekt-Hochs im Wetterbericht gezeigt. Zur

Belohnung geht es für die Klasse des Celtis-Gymnasiums zur Main-Post und für die 8a aus Elsenfeld ins Studio zum Bayerischen Rundfunk Mainfranken.

"Gaggerla" ist kein Huhn

Einen unterhaltsamen Clip zum Wort "Gaggerli" präsentierte die 8d des Celtis-Gymnasiums Schweinfurt. Denn auch wenn Gaggerli, Plural von Gaggerla, in Unterfranken Eier sind, wird dieses Wort in anderen Regionen Deutschlands lautmalerisch für das Huhn verwendet. Ob die Gaggerli in der Kinder- und Jugendliteratur vorkommen, können die ausgezeichneten Schüler bei der Betriebsführung beim Arena-Verlag herausfinden.

Dem Ursprung des Wortes "Moggerle" ging die 8d des Gymnasiums Gerolzhofen auf den Grund. Der Kosename leitet sich aus dem keltischen Begriff "Mocke" für Zuchtschwein ab. Für diese Erklärung, untermalt mit Interviews, erhielt die Klasse einen Satz Bücher aus dem Echter-Verlag.

Rapunzel in Aschaffenburg

Schließlich ging auch die Klasse 8b vom Dalberg-Gymnasium Aschaffenburg nicht leer aus und darf demnächst hinter die Kulissen des Mainfranken Theaters schnuppern. Denn auch wenn sich die Schüler nicht nur ein Wort, sondern den Ausdruck "von obbedobbe nach unnehin" vornahmen, konnten sie mit ihrem Video die Jury überzeugen. Schließlich sagte in Aschaffenburg schon der Prinz

aus einem bekannten Märchen der Gebrüder Grimm "Rapunzel, lass dein Haar von obbedobbe nach unnehin."

Patricia Schätzler

CAMPUS

Läuft bei denen – Sprache in Sozialen Medien

Drei Germanistikstudenten stellten am Schülertag des Unterfränkischen Dialektinstituts die Sprache in Sozialen Medien dar. Ziel war ein Unterrichtsentwurf im Rahmen eines Seminars.

Die Germanistikstudenten Maximilian Queck, Adrian Erben und Maximilian Barz stellten sich im Rahmen eines Seminars die Frage, wie Sprache in den Sozialen Medien aussieht. Denn schließlich benutzen wir alle täglich verschiedene Soziale Medien, von WhatsApp über Facebook bis zu Instagram.

„Die Sprache in den neuen Medien ist super schnelllebig. Da sind viele Trendwörter auch schnell wieder out“, sagt Adrian Erben. Auf die Frage, wie sie auf das Thema gekommen seien antwortet Maximilian Barz: „Das Thema war vorgegeben, hat uns drei aber wirklich angesprochen - sonst hätten wir es ja nicht gewählt“.

„Läuft bei ihnen“, würde die Jugend laut des Langenscheidt-Verlags zu den drei Jungs sagen. Der Verlag hat 2014 mit „Läuft bei dir“ erstmals mehrere Wörter zum Jugendwort des Jahres gekürt.

„Neue Medien und Dialekt als Gegensatz“

Auch Maximilian Queck ist nach wie vor von dem Thema begeistert. „Am spannendsten war für mich der Gegensatz von aktuellen Sozialen Medien und dem Dialekt. Denn bei Dialekt denken die Meisten eher an alte Leute als an die Nutzer neuer Medien.“

Die Ergebnisse des Seminars präsentierten die Studenten am Schülertag des Unterfränkischen Dialektinstituts Mitte März. Dabei veranschaulichten sie Besonderheiten und beantworteten die Frage, ob überhaupt eine einheitliche Sprache in Sozialen Medien verwendet wird. Die gesammelten Erkenntnisse wollen die drei anschließend in einer Hausarbeit zusammentragen.

Reden, Schreiben oder multimedial Kommunizieren

Die Frage nach der Einheitlichkeit der Sprache sei laut Aussage der Studenten schnell beantwortet. Am Beispiel der E-Mail werde klar, dass die Art der Sprache vielmehr von Adressaten und Themen



Die Germanistik Studenten referierten beim Schülertag (von links): Maximilian Queck, Adrian Erben, Maximilian Barz. (Foto: Patricia Schätzler)

abhänge, als vom Medium an sich. Das besondere an der Kommunikation über das Internet sei die Geschwindigkeit. Dadurch ähnele die Online-Sprache auch der Face-to-Face-Kommunikation.

Akronyme oder Leetspeak, in der Buchstaben ähnlich aussehende Ziffern ersetzen, helfen Zeit oder Platz zu sparen. Dadurch hätten sich Ausdrücke wie YOLO, kurz für "You only live once", oder w8, für „wait“, in die Alltagssprache Jugendlicher integriert. Eine andere Möglichkeit sei es, Endungen wegzulassen. Sso werde beispielsweise „is“ aus „ist“.

Die Schnittstelle von gesprochener und geschriebener Sprache zeige sich auch in Ausdrücken, die dem Dialekt entstammen. Ob von „Kinnern“ statt „Kindern“ oder „ned“ statt „nicht“ die Rede sei - im Rahmen der neuen Medien sei das durchaus üblich.

Ersatz für Betonung und Körpersprache

„Außerdem muss schriftliche Kommunikation kreativ sein, um das Fehlen von nonverbalen Äußerungen oder paraverbalen Unterstützung, also beispielsweise von Gesten oder der Betonung, zu kompensieren“, erklären die Studenten in ihrem Vortrag. Daher bieten die meisten neuen Kommunikationsmedien eine Auswahl von Emoticons an, zusätzlich zu den Buchstaben einer Tastatur.

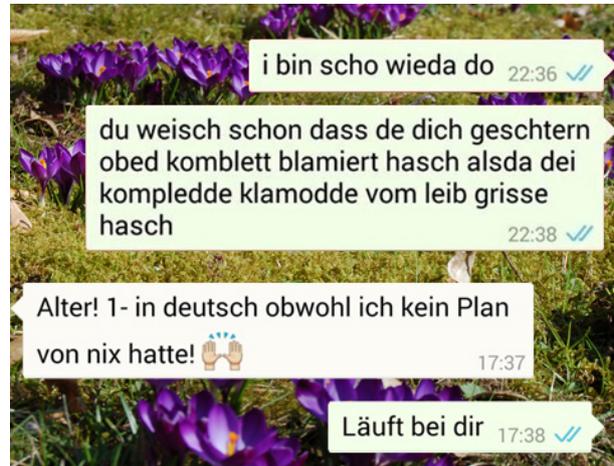
Ursprünglich waren das vor allem Smileys, aber inzwischen kann man von der Sonne bis zum Elefant zahlreiche andere kleine Bildchen auswählen. Außerdem können multimediale Elemente, wie Videos oder Audioaufnahmen den Inhalt einer Nachricht unterstützen.

Doch auch die Art des Schreibens könne die Bedeutung einer Aussage deutlich machen, erklären die Germanisten. Wenn man eine Aussage betonen möchte, dann können Großbuchstaben oder eine Häufung von Buchstaben oder Zeichen den Ausdruck in der Stimme ersetzen - damit die Aussage dem anderen auch „suuuuuper“ klar werde.

Zielsetzung im Seminar

Auftrag des Seminars war es nicht nur, sich mit den Sozialen Medien und deren sprachlichen Besonderheit auseinanderzusetzen, sondern auch einen Unterrichtsentwurf vorzubereiten. Ziel ist es, dass Schüler Ausschnitte aus Sozialen Medien eigenständig analysieren. Beim Schülertag des Unterfänkischen Dialektinstituts wurden die Entwürfe gleich von den Schülern getestet.

Aus Franken kommt von den Studenten nur Maximilian Queck. Alle drei sind sich einig, dass es für die Gruppe hilfreich ist, aus verschiedenen Regionen Deutschlands zu stammen. „So konnten wir eine Vielfalt an Material sammeln und durch unsere persönliche Erfahrung Vergleiche ziehen.“



Beispiel für einen Chatverlauf in WhatsApp. (Montage: Patricia Schätzler)

Bionik für Grundschulen

Der LehrplanPLUS stellt Grundschulen in Bayern vor neue Herausforderungen. Bei deren Bewältigung helfen der Lehr-Lern-Garten der Uni Würzburg und die Initiative Junge Forscherinnen und Forscher mit Workshops über Bionik.

Naturwissenschaft und Technik – das sind Themen, für die sich Kinder schon früh begeistern lassen. Der neue LehrplanPLUS, der zum Schuljahr 2014/15 in Bayern zunächst für die Grundschulen eingeführt wurde, setzt zudem verstärkt auf forschendes Lernen und Kompetenzorientierung. „Aber noch fehlen ausreichend Anregungen für Lehrkräfte, wie sie den Lehrplan im pädagogischen Alltag umsetzen können“, sagt Dr. Gerd Vogg vom Lehr-Lern-Garten der Universität Würzburg.

Diese Lücke will die Universität mit einer neuen Kooperation in der Lehrerfortbildung füllen. Dafür haben sich der Lehr-Lern-Garten und die Initiative Junge Forscherinnen und Forscher (IJF) zusammengetan. Beide Einrichtungen haben bereits Fortbildungen im Programm. Jetzt bündeln sie ihre Erfahrungen, um gemeinsam neue Workshops für Lehrkräfte anzubieten.

Enormes Interesse am Auftakt-Workshop

Das Besondere an den Workshops: Im Mittelpunkt steht das Experimentieren mit einfachen Mitteln. Denn die Inhalte der Fortbildungen sollen direkt an die Erfahrungswelt von Kindern und Jugendlichen anknüpfen, so dass sie sich im Unterricht gut umsetzen lassen. Den Auftakt machte eine Fortbildung für Lehrkräfte an Grundschulen zum Thema Bionik. „Das Interesse war enorm, die 30 Plätze waren im Handumdrehen ausgebucht“, so Ute Medicus, Koordinatorin des Lehr-Lern-Gartens.

In der Bionik wird versucht, technische Fortschritte und Neuerungen nach dem Vorbild der Natur zu erzielen. Brigitte Ertl, Bereichsleiterin Bildung bei der IJF, erläuterte den Teilnehmern zunächst das Prinzip der Bionik und zeigte auf, wie Bionik in den Themenbereichen Fliegen, Lotuseffekt und Gecko-Effekt im Alltag erlebbar wird.

Bei einem Rundgang durch die Schaugewächshäuser des Botanischen Gartens erklärte Ute Medicus an ausgewählten Pflanzen deren bionische Anwendungen. Dazu gehören der Lotuseffekt oder das Leichtbauprinzip des Bambus, aber auch die Strelitzie als Vorbild für Fassadenverschattungen oder die faserige Fruchtwand der Kokosnuss, die ähnliche Funktionen erfüllen muss wie ein Schutzhelm.

Lehrkräfte schlüpfen in die Schülerrolle

An Lernstationen durften die Lehrkräfte dann in die Schülerrolle schlüpfen. Wie Dritt- und Viertklässler, für die diese Stationen von der IJF entwickelt wurden, sollten sie durch Experimente



Dr. Gerd Vogg (Mitte) und Ute Medicus (zweite von rechts) vom Lehr-Lern-Garten der Universität mit Teilnehmerinnen der Bionik-Fortbildung für Grundschullehrkräfte. (Foto: IJF)

Lösungen für einfache wissenschaftliche Fragen finden: Warum haften Kletten? Welcher Holzkörper schwimmt am schnellsten durch Wasser? Wie werden Raketen angetrieben?

Dieses „Arbeiten wie echte Forscher“ machte den Teilnehmern sichtlich Spaß. Sie lobten die Experimente als äußerst praxistauglich und einfach umsetzbar. Durch die Auseinandersetzung mit dem Thema kompetenzorientierter Unterricht konnten sie viele Anregungen mitnehmen.

Professor Markus Riederer, Direktor des Botanischen Gartens, begrüßt die Kooperation zwischen IJF und Lehr-Lern-Garten: Auch für die Zukunft der Universitäten sei es langfristig von Bedeutung, Kinder möglichst frühzeitig für MINT-Fächer zu begeistern.

Weitere Angebote für Lehrkräfte und Schulen

Die Kooperation zwischen dem Lehr-Lern-Garten und der Initiative Junge Forscherinnen und Forscher wird mit weiteren Fortbildungen fortgesetzt. Darüber hinaus können Schulklassen aus der Region das gemeinsame Bionik Programm der beiden Partner buchen. Lehrkräfte der 3. und 4. Klassen können sich zudem bei der IJF um einen zweiteiligen Bionik-Schulbesuch bewerben.

Weblinks

Zur Homepage des Lehr-Lern-Gartens: www.llg.uni-wuerzburg.de

Zur Homepage der Initiative Junge Forscherinnen und Forscher: www.initiative-junge-forscher.de

Kontakt

Ute Medicus, Lehr-Lern-Garten der Universität Würzburg
T (0931) 31-86241, ute.medicus@uni-wuerzburg.de

Dagmar Wolf, Initiative Junge Forscherinnen und Forscher
T (0931) 31699-12, d.wolf@initiative-junge-forscher.de

Gerätebörse

Faxgerät abzugeben

In der IT der Zentralverwaltung ist ein funktionsfähiges Faxgerät vom Typ Canon Fax L 280 abzugeben. Ansprechpartner: Alexander Luthe, T: (0931) 31-82297, E-Mail: luthe@zv.uni-wuerzburg.de

Personalia

Dr. **Heidrun Brückner**, Universitätsprofessorin, Institut für Kulturwissenschaften Ost- und Südasiens, tritt mit Ablauf des Monats März 2015 in den Ruhestand.

Dr. **Sascha Friesike**, Universitätsprofessor in einem privatrechtlichen Dienstverhältnis, Betriebswirtschaftliches Institut, wird vom 01.04.2015 bis zur endgültigen Besetzung der Stelle, längstens jedoch bis 30.09.2015, weiterhin übergangsweise auf einem Anteil von 0,75 der Planstelle

eines Universitätsprofessors der Besoldungsgruppe W 3 für Betriebswirtschaftslehre, Unternehmensgründung und Unternehmensführung beschäftigt.

Dr. (Moskau) **Valentin Gorboulev**, Akademischer Direktor, Institut für Anatomie und Zellbiologie, tritt mit Ablauf des Monats März 2015 in den Ruhestand.

Prof. Dr. **Jörn Hurtienne**, Institut für Mensch-Computer-Medien, ist mit Wirkung vom 01.04.2015 in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit berufen worden.

PDin Dr. **Iris Kemmler**, Akademische Rätin im Beamtenverhältnis auf Zeit, Universität Tübingen, wird vom 01.04.2015 bis zur endgültigen Besetzung der Stelle, längstens jedoch bis 30.06.2015, übergangsweise auf der Planstelle eines Universitätsprofessors der BesGr. W 2 für Sozialrecht sowie Öffentliches Recht oder Privatrecht beschäftigt.

PD Dr. **Ralph Kickuth**, wissenschaftlicher Mitarbeiter, Institut für Diagnostische und Interventionelle Radiologie, ist mit Wirkung vom 25.02.2015 zum Universitätsprofessor für Interventionelle Radiologie an der Universität Würzburg ernannt worden.

Prof. Dr. **Andrea Kiesel**, Akademische Rätin, Institut für Psychologie, wurde mit Wirkung vom 01.03.2015 unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zur Universitätsprofessorin an der Universität Freiburg ernannt. Ihr Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zum Freistaat Bayern hat daher mit Ablauf des 28.02.2015 kraft Gesetzes geendet.

Die übergangsweise Beschäftigung von Professorin Dr. **Gabriela Krasteva-Christ** als Universitätsprofessorin der BesGr. W 2 für Anatomie und Zellbiologie hat mit Ablauf des 25.02.2015 geendet, da sie mit Wirkung vom 26.02.2015 endgültig zur Universitätsprofessorin auf dieser Stelle ernannt wurde.

Dr. **Birgit Lugin**, Akademische Rätin im Beamtenverhältnis auf Zeit, Universität Augsburg, ist mit Wirkung vom 15.03.2015 zur Universitätsprofessorin für Medieninformatik an der Universität Würzburg ernannt worden.

Dr. **Clemens Reible**, Universitätsprofessor, Institut für Humangenetik, tritt mit Ablauf des Monats März 2015 in den Ruhestand.

Dr. **Alfred Renk**, Universitätsprofessor, Poliklinik für Zahnärztliche Prothetik, wird mit Ablauf des Monats März in den Ruhestand versetzt.

Dr. **Arne Schäfer**, Beschäftigter im wissenschaftlichen Dienst, Medizinische Klinik und Poliklinik II, wurde mit Wirkung vom 12.03.2015 die Lehrbefugnis für das Fachgebiet "Klinische Psychosomatik" erteilt.

Prof. Dr. **Helga Stopper**, kommissarische Leiterin des Lehrstuhls für Toxikologie, wurde am 5. März 2015 auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Umwelt-Mutationsforschung (GUM) in Düsseldorf mit dem GUM-Preis 2015 ausgezeichnet. Damit werden ihre Verdienste um die Mutationsforschung und die GUM gewürdigt. Stopper befasst sich mit dem Nachweis erbgutschädigender Substanzen und mit deren Wirkmechanismus, um einen möglichen Beitrag zum Krebsrisiko besser zu verstehen. Die deutschsprachige Sektion der Europäischen Gesellschaft für Mutationsforschung (EEMGS) mit rund 400 Mitgliedern in Deutschland, Österreich und der Schweiz vergab den mit 2.500 Euro dotierten Preis zum 16. Mal seit der Gründung der Gesellschaft im Jahr 1971.

Dr. **Daniel Šuber**, Akademischer Rat, Institut für Politikwissenschaft und Soziologie, wird mit Wirkung vom 15.03.2015 in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit berufen.

Dr. **Christine Wulff**, Universitätsprofessorin in einem privatrechtlichen Dienstverhältnis, Frauenklinik und Poliklinik, wird vom 01.04.2015 bis zur endgültigen Besetzung der Stelle, längstens jedoch bis 30.09.2015, weiterhin übergangsweise auf der Planstelle eines Universitätsprofessors der BesGr. W 2 für Operative und gynäkologische Onkologie beschäftigt.

Prof. **Cao Xuanwei** ist als Stipendiat der Provinz Jiangsu, VR China, für die Zeit von März bis Mai 2015 zu Gast am Lehrstuhl China Business and Economics. Cao Xuanwei kommt von der International Business School, Suzhou, der Xi'an Jiaotong-Liverpool University. Seine wissenschaftlichen Schwerpunkte liegen im Bereich des Strategischen Managements und Entrepreneurship. Derzeit konzentriert er sich in seiner Forschung auf Fragen von Entrepreneurship, Corporate Social Responsibility/Nachhaltigkeit und des Zusammenwirkens von Unternehmern und Lokalregierungen im Kontext der Verbreitung erneuerbarer Energien in China.

Dienstjubiläum 25 Jahre:

Prof. Dr. **Dirk Becker**, Lehrstuhl für Botanik I, am 18.03.2015